

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Chris Kraus
Das kalte Blut

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Lucas Cranach, dem Älteren,
»Eva«, um 1528 (Ausschnitt)
Galleria degli Uffizi; Florenz
Copyright © akg-images/Rabatti-Domingie

*Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig.
Die Handlungen der historischen Figuren sind teils allgemein
bekannt, teils aber auch erfunden.*

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2017
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
220/17/36/1
ISBN 978 3 257 06973 0

Vorbemerkung des Autors

Viele der Umstände, historischen Ereignisse und Katastrophen des 20. Jahrhunderts, die im vorliegenden Buch eine Rolle spielen, dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Aber nicht alle. Manche mögen Staunen und Kopfschütteln hervorrufen, und sie erscheinen so sehr den Mitteln des Romans verhaftet, dass man sie womöglich für reine Erfindungen hält.

Obwohl auch diese vorkommen, ist nur ein kleiner Teil der hier geschilderten Geschehnisse und politischen Affären gänzlich erfunden. Und nur wenige der auftretenden Personen (und schon gar nicht die verrücktesten) haben nie gelebt.

Ihre Gültigkeit haben die Handelnden wie auch ihre beschriebenen Handlungen dennoch nur in der fiktiven Welt des folgenden Romans.

Außerhalb davon mag es sich so oder auch anders zuge tragen haben.

Inhalt

- I Der rote Apfel 11
- II Der schwarze Orden 211
- III Das goldene Kalb 463
- IV Schwarzrotgold 767

zappelnde Gebinde in die Höhe und warf es in den Pastoratsteich. Die lettischen Schaulustigen spendeten Beifall, als das Ausbleiben von Gottes Hilfe so sinnlich offenbar wurde. Besonders unerwartet klangen die spitzen Schreie, die aus dem zappelnden Sack zu hören waren und die sich eine Weile hinzogen, da der Prozess des Ertränkens immer wieder unterbrochen werden musste, damit auch niemandem irgendwas entging.

Erst am nächsten Morgen wurde der Leichnam geborgen.

Anna Iwanowna, die russische Haushälterin meines Großvaters, mit der er nach dem Tod seiner zweiten Frau auf vieldiskutierte Weise zusammengelebt hatte, legte ihre Oberbekleidung ab, schwamm im Morgengrauen zu ihm hinaus und zog den Toten, auf dem angeblich ein Frosch saß, am nackten, knapp aus dem Wasser ragenden Fuß ans Ufer. Später wurde sie unsere Mary Poppins, die Gouvernante unserer Kindheit, und hat berichtet, in welcher Stille die Dorfbewohner sich um diesen in Jute verschnürten, nassen Leib versammelten, wie um einen gestrandeten Wal, den sie bitterlich beweinten. Ein halbes Jahrhundert lang war er, Hubert Konstantin Solm, in seinem Dorf für Taufen und Hochzeiten, für Geburten und Todesfälle, für das erste Gebet und das letzte Geleit zuständig gewesen. Sein Schicksal war selbst für die, die am Abend zuvor noch gehohlt hatten, ein unbegreifliches.

Für meinen Bruder und mich markierte sein Ende den Anfang, den archimedischen Ur-Punkt unseres Weltempfindens. Nichts, was in späteren Jahren geschehen sollte, kann ohne den aus Zorn geworfenen Apfel, das in Flam-

men stehende Haus, die bespuckte rote Fahne und die am Teich trocknende Leiche gewogen oder auch nur betrachtet werden.

Der ganze Erdkreis veränderte sich für meine Eltern, wurde zu einem Armageddon aus Schmerz und Schuld. Sogar als mein Vater bereits dem Sterben nah war (das Leben um sich herum duldend, ohne daran teilnehmen zu können), machte er sich noch Vorwürfe. Warum bin ich nicht gefahren, warum bin ich damals nicht gefahren, wimmerte er. Sie wäre doch nicht liegen geblieben, die! Ein Feigling bin ich, ein elender Weiberknecht!

So piff es durch seine Zähne, seinen gelähmten Mund.

Es konnte gar nicht anders sein, als dass mein Bruder den besten aller Namen erhielt, nämlich den des in ihm so prachtvoll reinkarnierten Großvaters.

Hubert.

Ich bekam den zweitbesten.

Konstantin.

Und so war unser Verhältnis auf lange Zeit festgelegt.

Damit will ich nicht sagen, dass er der Erste war und ich der Zweite, ich korrigiere: er der Erste und ich also das Letzte, er das Glück und ich das Pech, er vom Zufall verwöhnt und ich vom Schicksal geschlagen, er von Mama geliebt und ich von ihr drei Tage nach meiner Geburt auf den Marmorboden fallen gelassen wurde (wodurch ein leichter Hüftschaden zurückblieb, der mir gerade in der jetzigen Situation das Wieder-Gehen-Lernen nicht gerade erleichtert). Nein, das ist nichts, das ist nur Gejammer oder albern. Aber das eine stimmt wohl: Hubert und Konstantin waren schon

als Hubsi und Koja ganz unterschiedlich nummerierte Sonnensysteme. Ich bin weder an Großvaters Todestag noch an seinem Geburtstag geboren, nicht an einem Sonn- oder Feiertag, an überhaupt keinem Tag, der für meine Familie irgendeine Bedeutung hatte. Ich wurde nicht einmal ein August- oder ein Dezembersolm wie zwei Drittel meiner Verwandtschaft, die nahezu ausschließlich in diesen beiden Monaten zur Welt zu kommen pflegte.

Mit der Unerheblichkeit meiner weltlichen Ankunftszeit hat mich mein Bruder immer geärgert, als wir noch klein waren. Ja, einmal prügeln wir uns sogar, und ich unterlag natürlich, vier Jahre schwächer als er.

Dabei gibt es wirklich nicht den geringsten Grund zur Freude, im Annus mirabilis geboren zu sein, diesem Satansbraten von Jahr. Und ist es etwa erstrebenswert, sein Wiegenfest immer an dem Tag feiern zu müssen, an dem direkt nach der Geburtstagsbescherung zum Friedhof gefahren und bitterlich geweint werden muss? In jedem zweiten Jahr kam dann noch die Martyriumsfeier in St. Petri hinzu, wo aller durch Bolschewikenhand gefallenen Geistlichen der Evangelischen Kirche Lettlands gedacht wurde. Hub hatte da immer viele Stunden lang vorne am Altar eine dicke weiße Kerze zu halten, die das Lebenslicht von Großpaping symbolisierte.

Als ich diesen Ehrendienst auch einmal übernehmen durfte, pustete ich aus Versehen die Flamme aus, bekam noch dazu einen verzweifelten Kicheranfall, weil der Bischof einen Knutschfleck im Nacken hatte, das sagte jedenfalls Baron Hase, von uns aus gegebenem Anlass Pickelhase genannt, der mit seiner Kerze und vor Schluckauf bebend

neben mir stand. Nein, an einem solchen Tag wollte ich wirklich nicht geboren sein.

Ich war eigentlich recht froh, dass das unausweichliche Jubiläum ganz allein mir gehörte, denn es war der neunte November, an dem wegen eines Unwetters Mamas Fruchtblase zwei Wochen vor der Zeit platzte und ich zum Zweitgeborenen wurde. Und der neunte November war kalendarrisch ein sehr unauffälliges, gänzlich auf meine Bedürfnisse zugeschnittenes Datum. Grau. Unterschätzt. Vielfach auslegbar.

Erst Neunzehnte änderte sich das. Am Ende jenes für Europas Geschick so bedeutenden Jahres war Riga bereits (oder man müsste vielleicht besser sagen: noch) von der Reichswehr besetzt und gehörte faktisch nicht mehr zu Russland. Am Abend, als wir Sackhüpfen machten – Sackhüpfen war nun etwas, das Hubschi an seinem Geburtstag wegen der schrecklichen Kartoffelsack-Assoziationen streng untersagt war, und auch zum Baden konnte man ja schlecht fahren an solch einem Tag –, als wir jedenfalls wie Kängurus durch das Wohnzimmer hopsten, erfuhren wir durch Papas herbeigeeilten Vetter, der bei der *Rigaschen Rundschau* arbeitete, dass Stunden zuvor der deutsche Kaiser Wilhelm abgedankt hatte und in Berlin die Republik ausgerufen worden war. Hubschi nutzte das sofort aus. »An meinem Geburtstag ging ein großer Mann zugrunde«, raunte er mir nachts zu, als wir in unseren Betten lagen. »Aber an deinem Geburtstag kreperte ein ganzes Land.«

Ich weinte sehr, denn inzwischen waren wir bekennende Deutsche. Russland liebten wir da schon lange nicht mehr.

Zwar hatten Mama und Papa nach der Niederschlagung der Revolution ab Neunzehns sechs wieder ein durchaus langes Leben geführt. Meine frühen Erinnerungen: überladene Interieurs, mit Kissen vollgestopfte Zimmer, ein silberner russischer Samowar, mit dem ich einmal nur halb aus Versehen unseren Cockerspaniel Püppi mit heißem Wasser verbrühte, eines meiner zahlreichen Missgeschicke. Wir waren umhegt von drei dienstbaren Annas, der Kibi-Anna (unserem Kindermädchen), der Kocka-Anna (einer dicken Köchin) sowie vor allem unserer geliebten Anna Iwanowna, die unaufhörlich von unserem Großpaping schwärmte, dem tragischen Heiligen, mit dem sie angeblich ein liederliches Arrangement gehabt hatte, obwohl Mama fuchsteufelwild wurde, wenn Papa so etwas augenzwinkernd andeutete und es offensichtlich nicht besonders schlimm fand.

Mama fand es schlimm, da sie nach Panegyrik düstete, nach feierlicher Überhöhung. Und so wurde der Rote Herbstkalvill das Familiensakrament, das Mysterium meiner frühesten Kindheit. Denn Mama trug Anna Iwanowna auf, dass wir den Roten Herbstkalvill wie die Katholiken ihre Hostien zu behandeln hatten (den Leib Großpapings zu essen weigerte sich jedoch mein Vater, der die papis-tischen Anwandlungen Mamas sowieso nicht schätzte, und bitte, damit möchte ich Ihrem, ja wie soll ich sagen, Chiemgauer Herkunftsglauben in keiner Weise den Respekt versagen, verehrter Hippie).

Es gab einen festen Ritus, wie ein Apfel, nein, wie ein jeder Apfel durch uns Söhne verzehrt werden musste. Man schnitt ihn in der Mitte auf, wobei wichtig war, bei diesem Schnitt unbedingt andächtig zu schweigen und ganz fest

an Großpaping zu denken, weshalb mir als kleinem Kind oft die Tränen kamen, wenn es in der Wohnung nach gebratenen Äpfeln roch. Danach wurden die beiden Hälften an Hubsí und mich feierlich übergeben. Auf keinen Fall durfte das Kerngehäuse entfernt werden, sondern man musste grundsätzlich alles vertilgen, sogar den Stiel und jeden einzelnen kleinen, nach Marzipan schmeckenden Kern, da damit Großpaping Ehre und Gedenken widerfuhr. Bevor wir in den Apfel beißen durften, mussten wir uns bekreuzigen, obwohl Mama verbot, es »bekreuzigen« zu nennen (Protestanten bekreuzigen sich nicht, sie machen ein Kreuzzeichen). Mama war im Grunde ihres Herzens gut lutheranisch, aber so wie Luther glaubte, mit Fürzen den Teufel vertreiben zu können, so hatte auch sie ihre abergläubischen Seiten. Ohne dass Papa es erfahren durfte, ließ sie uns direkt vor dem Verköstigen des Apfels die Formel »Hosianna in der Höhe« murmeln, wovon in späteren Jahren nur noch ein verstümmeltes »Anna« übrig blieb, was Anna Iwanowna stets entzückte.

Eine entscheidende Voraussetzung des sanktuarischen Mahls war hohe moralische Integrität, denn wer geflunkert oder gemopst hatte, tritschig oder truschig war, hatte sein Apfelrecht verwirkt. Mama war in dieser Frage unerbittlich.

Da das Rote-Herbstkalvill-Ritual nicht nur auf alle Apfelsorten der Menschheit, sondern auch auf deren Verwertungsprodukte übertragen wurde, mussten wir auch Apfelkuchen, Apfelkompott, Apfelsaft, Apfelwein, sogar die Handseifen mit Apfelaroma, die Mama so gerne kaufte, mit religiöser Ehrerbietung würdigen. Selbst vor unserem ersten Calvados hatten wir unser Kreuzzeichen zu ma-

chen. Da Mama dem französischen Kulturkreis nahestand, überlegte sie sogar, ob das Zeremoniell auch auf Kartoffeln übertragen werden müsste, die ja *pommes de terre* heißen und auch bei uns im Baltikum als »Erdäpfel« bekannt waren. Diese Konsekration hätte die liturgische Kost auf Kartoffelbrei, Bratkartoffeln, die noch unbekanntes Pommes frites, Kroketten und natürlich Kartoffelpuffer (mit demkwürdigem Apfelkompott) ausgeweitet. Außerdem wären sogar Kartoffelstärke-Produkte wie Ethanol oder Papier in den Rang huldheischender Devotionalien gerückt, ja, in letzter Konsequenz steckte in jeder Zeitung ein bisschen Roter Herbstkalvill.

Papa fand all das furchtbar überspannt und warf Mama vor, dass sie mit dem halbkatholischen Zirkus nur ihr schlechtes Gewissen kompensieren wolle, da sie seinerzeit die Rettung von Großpaping so theatral hintertrieben habe.

Es wurden oft Türen geschlagen.

Aber wir hatten ja auch viele.

Für Hubsu und mich jedoch blieb der Apfel stets das Symbol unserer unverbrüchlichen Innigkeit. Als wir schließlich unzertrennlich wurden, er der kräftige, unverzagte Held meiner Kindheit, der mich stets zu retten wusste, ich sein etwas dicklicher Sancho Panza, gewöhnten wir uns an, nach gewonnenen Schulhofgefechten oder einer erfolgreichen Abiturientenschmore gemeinsam einen Apfel zu schlachten, wie wir es nannten. Den Apfel der Ehre und der Treue und der Zeit und der Ewigkeit.

Anna Iwanowna bestärkte uns in allem, was Großpaping im kollektiven Gedächtnis hielt. An der Art, wie sie uns

ansah, erkannte ich, dass sie ihn sehr geliebt hatte, denn sie suchte ihn in unseren Zügen. Uns formte sie mit ihrem dramatischen Naturell, ihrem großen Busen und ihrem Gelächter. Sie lachte wirklich so laut wie ein Muschik und siezte aus unerfindlichen Gründen die Droschkenkutscher, was in ganz Riga sonst niemand tat. Noch dreißig Jahre später an ihrem Sterbebett mussten wir zu ihr *Mademoiselle* sagen, denn sie sprach ein vorzügliches Französisch.

Vor allem jedoch brachte sie uns Russisch bei, denn wir sollten ja auf eine Karriere am Zarenhof vorbereitet werden, um in die Fußstapfen von Mamas Vorfahren zu treten, die in Petersburg Karriere gemacht hatten als Admiräle, Generale und illustre Diplomaten.

Mamas Vater wurde bei uns nicht in der gleichen Weise wie Großpaping, also nicht mit Äpfeln, ja nicht einmal mit Ehrfurcht, eigentlich gar nicht erinnert. Er hatte nämlich den Fehler begangen, schon wenige Monate nach Mamas Geburt auf seiner ersten wie letzten Orientreise einer Fischvergiftung zu erliegen – gemeinsam mit seiner Frau Clementine (geborene von Üxküll), meiner Großmutter, die Fisch gar nicht mochte, aber aus falsch verstandener Gattentreue von seinem verdorbenen Nilbarsch gekostet hatte. Ihr Kind (meine Mamutschka), das in Reval zurückgelassene, sechs Monate alte und von lettischer Ammenmilch gesäugte Annalinchen, wurde von seinem Großvater aufgezogen, einem Witwer, den wir alle nur Opapabaron nannten (obwohl Uropapabaron es besser getroffen hätte).

Opapabaron, eigentlich Friedrich Baron von Schilling, war noch in den Napoleonischen Kriegen geboren worden

und hatte als Admiral mehrfach die Erde umsegelt. Das wonnevolle Hingleiten unter den vom wärmenden Passatwind geschwellten Segeln hatte er Mama, seiner Enkelin, einst so plastisch erzählt, dass sie das Leuchten des Meeres, die Schwärme fliegender Fische, einen angreifenden Pottwal, konträre Stürme und berghohe Wellen dermaßen lebensecht vor unser kindliches Auge zaubern konnte, dass Hubsi und ich sie lange Zeit selbst für einen Admiral hielten (sie benahm sich auch so).

Opapabaron hatte als Schiffskapitän und Entdecker alle möglichen Souvenirs von seinen Fahrten mitgebracht, den Skalp eines Tlingit-Häuptlings zum Beispiel, der in unserer guten Schublade lag und sich auf der nichtbehaarten Seite wie ein Fahrradschlauch anfühlte. Oder auch einen Hautfetzen eines Brontosaurus, den er im eisigen Kamtschatka am Fuße eines Vulkans gefunden hatte und der gleich neben Großpapings Schwert hing.

Überhaupt haben zwei Tierarten Opapabarons Schicksal geprägt: Den Mammuts hatte er zu danken, dass sich ihre Kadaver Zehntausende von Jahren unter den Schneedecken Sibiriens gehalten hatten (deshalb erhielt er den kaiserlichen Auftrag, sie auf der Suche nach ihrem Elfenbein aus dem Permafrost zu hacken). Und die Seeotter brachten ihn und seine zehn Jahre jüngere Gattin Anna, eine geborene von Montferrant, nach Alaska, wo er als Gouverneur beauftragt war, Millionen von Seeotterpelzen für die russische Krone gegen Indianerüberfälle zu sichern. Er avancierte schließlich zum Admiral und engen politischen Berater des Zaren, wobei die Beratung vor allem darin bestand, mit Seiner Majestät Bridge zu spielen.

Auch Mama kannte natürlich die Romanows.

Sie stieß im Alter von zehn Jahren bei einem Spaziergang im Park von Zarskoje Selo auf das Zarenpaar, wurde bei der Gelegenheit vom inzwischen schrumpfköpfigen Opapabaron vorgestellt, brachte unter Herzklopfen einen schönen Hofknicks an und erhielt eine Einladung, die Prinzessinnen mit ihrer außergewöhnlichen Lebhaftigkeit zu erfreuen. Mama besaß aus jener Zeit noch einen schneeweißen Polarfuchsmuff, ein sehr unnützes Stück Pelz, das nur dazu da war, damit junge Damen im Winter von beiden Seiten die Hände hineinstecken und beschäftigungslos herumstehen konnten. Um seine Eleganz zu erhöhen, hatte man Kopf und Läufe des Tieres an dem Balg gelassen, so dass einen über dem Muff die Leiche eines Polarfuchses aus stumpfen Augen etwas vorwurfsvoll anzublicken schien. Wir nutzten den Muff immer als bösen Wolf für unser Kasperletheater, dabei war er ein Geschenk der Zarentochter Xenia an meine gleichaltrige Mutter gewesen, mit der sie im Winter Achtzehnfünfundachtzig im Schloss Gatschina zwei Tage lang gespielt hatte.

Es ist wirklich erstaunlich, dass Mama ihrem adelsstolzen Opapabaron die Genehmigung abtrotzen konnte, einen bürgerlichen Herumtreiber und Habenicht wie meinen Vater heiraten zu dürfen, der nichts Besseres zu tun hatte, als Kunstmaler zu werden, sehr zur Enttäuschung meiner beiden Quasi-Großväter. Während der eine das für keinen Beruf hielt, hielt der andere jeden Beruf für keinen Beruf (weil normale Menschen keine Berufe hatten, sondern riesigen Landbesitz und Kapitänspatente). Opapabaron war dementsprechend angewidert. Großpaping erwog gar die

Enterbung. Aus seiner Sicht war Papa nämlich in erster Linie gezeugt worden, um dereinst das väterliche Pastorat zu übernehmen und damit die safrangelbe Dorfkirche, in der seit den Zeiten Katharinas der Großen insgesamt vier Generationen meiner Familie in Erbpacht gepredigt hatten. Die Solms waren die Windsors unter den baltischen Geistlichen, könnte man sagen.

Jedoch mein Papa Theo Johannes Ottokar Solm, der in diesem so vorgestanzten Leben in der entlegensten lettischen Provinz Großpapings Beitrag war, die Welt nach Gottes Wünschen einzurichten, hatte sich von diesen Wünschen nicht leiten lassen. Er besaß eigene. Den Wunsch nach künstlerischem Ausdruck zum Beispiel. Den Wunsch nach wechselndem Geschlechtsverkehr (der später auf mediterranen Malerfahrten mehr als erfüllt werden sollte). Den Wunsch nach psychographischen Ereignissen. Nach Zufall. Schönheit. Und, aus Mangel an tyrannischen Qualitäten, vor allem den Wunsch, kein Pastor zu werden.

Obwohl hier der Eindruck entstehen könnte, dass Papa ein besonders willensstarker Mensch gewesen sei, war er das gerade nicht. Nur wünschen konnte er, nicht wollen. Doch begriff er den Hirnhautentzündungstod seiner Mutter (der ersten Gattin Hukos) als Möglichkeit, mit deren bescheidenem Nachlass nach Berlin zu entkommen, trotz des todbenden Vaters an der Akademie der Künste Malerei zu studieren, als Meisterschüler zwei Hohenzollernhoheiten im Aktzeichnen zu unterrichten (erst an ihren Knien kaiserliche Gunst, dann an anderen Knien ein wenig Bohemeluft schnuppernd) und schließlich, nach römischen wie florenti-

meine Hand sanft mit dem Pistolenlauf zur Seite, spannte den Hahn und machte Anstalten.

»Aber Papa, passt du nicht auf uns auf?«, fragte mein Bruder leise.

Von draußen hörte man die vielen Rufe und Schreie der Menschen, die Bolschewiken waren nur noch fünfzig Kilometer von der Stadtgrenze entfernt, im Hafen tuteten die englischen Schiffshörner, wie so oft konnte sich Papa nicht entscheiden, drückte Hubschi die geladene und entscherte Pistole in die Hand und ging schließlich ins Atelier, eine Hyazinthe malen.

Letztlich hat die Rückkehr meiner Mutter alles auf Anfang gesetzt.

Sie bekam einen Anfall schrecklichen Kummers (schlug einem heillos verblüfften Matrosen, der sie unter Deck bringen sollte, bekümmert ins Gesicht), konnte den rettenden Dampfer in letzter Sekunde verlassen, rannte durch das Brodeln der kreischenden, weinenden, vor Angst und Zeit stinkenden Menschen ins Verderben zurück, zu ihren Kindern, die sie einfach nicht verlassen konnte, vor allem aber zu ihrem Mann, der zu viel Phantasie hatte, *quod erat demonstrandum*.

Hubschi und ich waren mit einem Schlitten unterwegs, um Kohlköpfe zu hamstern, die es irgendwo in einem Keller geben sollte, als uns ein paar Tage später ein Haufen roter Kavallerie begegnete. Sie kamen aus Richtung der Rennbahn, überwölbt von einer eisgrauen Wolkenbank, unter der sie auf ihren kleinen zottigen Pferdchen auf uns zutraben, nur durch ihre Waffen als Soldaten

ausgewiesen. Über einen Schimmel hatten sie einen Teppich gelegt, doch als er heranschaukelte, entpuppte sich das Ganze als eine in grüne Plane gewickelte Leiche, von der man nur die hervorbaumelnden Stiefel sah. Einer der Stiefel war aufgerissen, und ich sah, wie Blut heraustropfte und eine dünne, sofort gefrierende Linie in den Schnee schrieb.

Einer der Reiter winkte uns grinsend zu, und auch ich hob die Hand, ein Reflex, den mein Bruder mit einer Woche Verachtungsschweigen bestrafte.

Die Todesmühle begann noch am selben Tag zu mahlen. Mama und Papa und Hubschi und ich und Anna Iwanowna und nahezu alle unsere Freunde und Bekannten waren von einer Sekunde auf die andere satanische Schädlinge, vom Erdboden zu tilgende Insekten.

Baron Hase, der vorwitzige Pickelhase, gewärtigte dies als einer der Ersten, als er in der Schule einen zu lauten Witz machte, nicht wie früher über den Knutschfleck des Bischofs, sondern über die Visage des Genossen Gymnasialdirektor, woraufhin man dem Vierzehneinhalbjährigen diesen unerbaulichen Anblick durch fürsorgliche Exekution seiner selbst ersparte. Revolutionstribunale hatten gut zu tun, Erschießungskommandos ebenso, Proskriptionslisten gingen um, und es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, bis man an unsere Tür klopfte.

Papa bekam vor Schreck einen Schnupfen, als ihn Mama auch noch drängte, in der Wohnung Teile ihrer erlesenen Verwandtschaft zu verstecken, ausgerechnet die per Haftbefehl gesuchten Teile, die sich Bärte wachsen lassen mussten, um unerkannt durch die Front wechseln zu können.

Bärte brauchen ein bisschen. Wenn man sie bei uns findet, sagte Papa und schneuzte sich, dann *finita la commedia*.

Die Tscheka hatte in der nahen Schützenstraße ihr Büro eingerichtet, und in dessen Keller zogen findige Mongolen den verhafteten Aristokraten die Haut von den Handgelenken bis hinunter zum kleinen Fingernagel, um den Verhörern eine unverwechselbare Note zu verleihen.

Zu dem unmittelbaren Terror gesellte sich der Hunger hinzu, da die Nahrungsmittelversorgung zusammengebrochen war. Jeden Tag sah ich zugeschnittene Menschenbündel in den Straßen und Hausfluren liegen, Verhungerte oder frisch Erfrorene, an letzte Träume gekrallt. Der extrem kalte Winter fegte über das Land. Um zu überleben, gab sich Papa als Sanitäter aus, obwohl er überhaupt kein Blut sehen konnte. Mit einem befreundeten Arzt durfte er in einem Feldlazarett der Roten Armee arbeiten, wo er ständig in Ohnmacht fiel, ab und zu jedoch ein paar Rubel nach Hause brachte. Sonst lebten wir von gestohlenen Kartoffeln und Kartoffelschalen, und Mama war sehr froh, dass der Verzehr von Erdäpfeln keine protokollarischen Rücksichten verlangte, Großpaping betreffend.

Als Nachbarn von uns verhaftet und einige Tage später gehängt wurden, drang Hubschi von außen über den Balkon in ihre Wohnung ein und fand in der Küche ein Fass mit gesalzenen Pilzen. Es wurde das Hauptreservoir unserer spärlichen Eiweißnahrung und hat uns und den mit großer Gemächlichkeit vor sich hin wachsenden Bärten ohne Frage das Leben gerettet.

Nun nahm der Mangel unerträgliche Formen an.

In jenen Tagen, die uns Kindern bunt und sonderbar vor- kamen, wegen des ständigen Hungers und der vielen Lei- chen auch unangenehm – aber nicht wirklich bedrohlich, da wir niemals sterben würden –, erschien eines Tages Anna Iwanowna, begleitet von einem sichtlich aufgewühl- ten, bärtigen Russen namens Vladimir, der ein Kind an der Hand führte. Anna Iwanowna redete mit tränenüberström- tem Gesicht auf Mama ein, während sich Papa im Fauteuil davon erholte, aus Versehen einen völlig gesunden Ober- schenkel amputiert zu haben, immerhin einen bolschewis- tischen, was man, wie die sich in der Küche herumdrücken- den Bärte ihm versicherten, als gottgefällige Tat betrachten und werten müsse, da das Bein noch großen Schaden über die zivilisierte Menschheit hätte bringen können.

Am Abend kam Mama in unser Zimmer gerauscht und sagte, dass wir eine neue Mitbewohnerin hätten. Es war das Kind, das ich am Morgen gesehen hatte, ein Mädchen, schmal, mit wachen, kohleschwarzen Augen, die niemals zu blinzeln schienen und ungeheuer konzentriert, gleichzeitig auch seltsam leicht alles um sie herum musterten.

Hubschi musste das Bett räumen, in dem wir beide schliefen, denn alle anderen Betten, Sofas und Liegen waren von den erlauchten Gästen in Beschlag genommen. Mama ent- schied, dass es nicht ungebührlich war, mich und *la petite* zusammen »dormieren« zu lassen, da mein geringes Alter, meine mädchenhaften Züge, meine oft erwiesene Artigkeit und vor allem mein Mangel an Durchsetzungskraft mich nicht zu Unschicklichkeiten herabsinken lassen würden, die sie Hubschi bereits zutraute, zumal seine Zunge der von Großpaping ähnelte, wie Anna Iwanowna unvorsichtiger-

weise gesagt hatte. Er wurde in den Flur verwiesen, auf dem er wegen des allgemeinen Geschnarches kaum schlafen konnte.

La petite schlüpfte zu mir ins Bett. Ich wunderte mich, wie sehr ihr Körpervolumen dem von Püppi glich, unserem winzigen Spaniel, der sich nur noch von Ratten ernährte. Sie bekam einen Gutenachtkuss von Mama und lag dann gar nicht mal steif neben mir. Ich spürte die Wärme ihrer Haut unter der Decke. Ihre Haare rochen nach Kamille.

»Du hast ein schönes Bett.«

»Danke.«

»Gerne.«

»Wer bist du denn?«

»Eva. Aber du darfst Ev sagen.«

»Ich bin Koja.«

»Kann ich vielleicht in deinen Topf machen, Koja?«

Ihr Fuß klopfte schnell und streifte meinen.

»Du kannst auch auf unsere Toilette gehen«, schlug ich vor. »Es ist ja noch früh.«

»Da muss ich aber an diesen ganzen Menschen vorbei, die ich nicht kenne.«

»Ach so.«

»Ich glaube, dass du nett bist.«

»Danke.«

»Also kann ich in deinen Topf machen?«

»Ja, natürlich.«

Sie stand auf und setzte sich vor mir auf den Topf, von dem ich gar nicht wusste, dass man sich darauf setzen kann. Ich sog meine Wangen ein, betrachtete das Muster der Ta-

pete und fragte mich, wo sie wohl hinschaute. Als sie fertig war, schob sie den Topf neben das Bett.

»Du musst ihn unter das Bett stellen«, erklärte ich.

»Ja, gleich«, sagte sie, »aber jetzt bist du dran.«

»Ich muss aber gar nicht.«

»Ich hab auch nicht gemusst. Ich wollte nur gucken, ob man dir trauen kann.«

Ich war unfähig, irgendwas zu sagen. Sie roch nach Apotheke, nicht nur wegen der Kamille, mit der ihr offensichtlich die Haare gewaschen worden waren, sondern auch wegen des frischen, strengen Harndufts, der vom Boden aufstieg.

»Ich glaube, ich kann dir trauen. Du hast die ganze Zeit weggeguckt. Du bist ein Kavalier.«

»Ich mache auf keinen Fall Pipi.«

»Aber ich hab das doch auch gemacht.«

»Du kannst dich ja auch setzen, und dann sieht man nichts wegen dem Nachthemd. Aber ich muss den Topf hochhalten, und du kannst alles sehen.«

»Ich guck nicht hin, genau wie du.«

»Aber du hörst es.«

»Ich kann mir die Ohren zuhalten.«

»Und was hast du dann davon?«

»Dann sind wir Geschwister.«

So kam Eva, genannt Ev, in unsere Familie, zu uns geweht durch den Wahnsinn des Augenblicks. Denn ihre Eltern, ein deutscher Arzt und seine kranke Frau, Flüchtlinge aus Dünaburg, waren von der Tscheka ohne Angaben von Gründen verhaftet und einen Tag später hingerich-